

Schwerpunkt

Mareike Böth

„Why all the fuss about practice theory?“¹ Zum Verhältnis von Geschlechter- und Praxistheorie aus Sicht einer Historikerin

Zusammenfassung

Aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive beleuchtet der Aufsatz einerseits zentrale geschlechtertheoretische Konzepte (‘doing gender’, ‘doing difference’ bzw. Intersektionalität) als Beiträge zur Praxistheorie und arbeitet andererseits Impulse der aktuellen Praxeologie-Debatte für die Geschlechter- und Körpergeschichte heraus. Die wechselseitigen Potenziale von Geschlechter- und Praxistheorie werden anhand einer Analyse frühneuzeitlicher Körperpraktiken in den Briefen Liselottes von der Pfalz (1651–1722) aufgezeigt.

Schlüsselwörter

Praxeologie, Intersektionalität, Geschichtswissenschaft, Geschlecht, Körper, Leib

Summary

“Why all the fuss about practice theory?” A historian’s perspective on the relation between gender and practice theory

This article first revisits key concepts in gender studies (“doing gender”, “doing difference” and “intersectionality”) from a historical perspective, portraying them as crucial contributions to praxeology. Second, it draws on the impetus which practice theory can provide as regards the history of gender and the body. Based on an analysis of early modern bodily practices described in letters written by Elisabeth Charlotte, Princess Palatine (1652–1722), the article demonstrates how gender theory and practice theory can enrich each other.

Keywords

praxeology, intersectionality, doing gender, history, (lived) body

„Why all the fuss about the body?“, fragte die Mediävistin Caroline Bynum (1995) im Gestus einer (durchaus selbstkritischen) Auseinandersetzung mit dem zu dieser Zeit expandierenden Forschungsfeld der ‚Körpergeschichte‘. Ihre provokativ formulierte Frage hält auch heute noch zur kritischen Reflexion im schnelllebigen Wandel der *cultural turns* an. Denn die wenigsten der seither ausgerufenen „Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften“ (zum Überblick: Bachmann-Medick 2014) dürften das Potenzial haben, umfassende, disziplinübergreifende ‚kulturwissenschaftliche Wenden‘ nach dem Muster des *linguistic turn* auszulösen. Anders scheint dies beim sog. *practice turn* (Schatzki/Knorr Cetina/Savigny 2001; auch Schmidt 2012: 11–14), der nunmehr seit geraumer Zeit die methodisch-theoretische Diskussion in den Kulturwissenschaften prägt (zu dieser Bewertung bspw. Schäfer 2015; kritisch Bongaerts 2007: 251, 257). Mit einer Fokussierung auf die geregelten, routinisierten sowie körperbasierten und ar-

1 Bynum, Caroline (1995). Why All the Fuss about the Body? A Medievalist’s Perspective. *Critical Inquiry*, 22(1), 1–33.

tefaktgebundenen Praktiken (Schatzki 1996: 89, 2002: 72ff., 117; Reckwitz 2003: 290, 2006a: 36) beanspruchen Praxistheorien eine Neuperspektivierung zentraler Fragen der Kulturwissenschaften zu leisten. Denn der analytische Blick auf die Praxis als Bindeglied zwischen Struktur und Handeln verspricht, nicht weniger als das methodisch unproduktive Denken in Dichotomien zu überwinden (Reckwitz 2006b: 2015) und das Zusammenwirken von so zentralen Gegensatzpaaren wie Individuum und Gesellschaft, Materialität und Kulturalität, Natur und Kultur oder Körper und Geist adäquat fassbar zu machen.

Auch in der Geschichtswissenschaft sind seit den 2000er-Jahren die praxistheoretischen Debatten der Nachbardisziplinen aufgegriffen und für die historisch-empirische Forschung in einer Reihe unterschiedlicher Themenfelder, etwa der Ritualforschung, der Selbstzeugnisforschung, der Geschlechtergeschichte, der Wissen(schaft)s-geschichte sowie die Human-Animal Studies produktiv gemacht worden (vgl. etwa Welskopp 2001; Füssel 2006; Reichardt 2007; Füssel/Neu 2010; Freist 2015; Haasis/Rieske 2015; Brendecke 2015). Dabei herrscht keineswegs Einigkeit über die Genealogien historisch-praxeologischer Forschung und Theorieentwicklung. Während Rüdiger Graf die Wurzeln dieser Forschungsrichtung in den reformorientierten Kreisen der Sozialgeschichte um Thomas Welskopp und Sven Reichardt sieht (Graf 2008: 118f.), benennen Lucas Haasis und Constantin Rieske (2015) Historische Anthropologie, Mikrogeschichte und Selbstzeugnisforschung als konzeptionelle Wegmarken zu einer „Historischen Praxeologie“.

Dass die Geschlechtergeschichte in der geschichtswissenschaftlichen Diskussion um Praxeologie einen weniger prominenten Platz einnimmt, findet eine Entsprechung in der übergeordneten sozial- bzw. kulturwissenschaftlichen Debatte zur ‚Praxeologie‘ (vgl. dazu Manz 2013). Auch hier spielen geschlechtertheoretische Ansätze für Genealogie wie Weiterentwicklung des Forschungsansatzes keine zentrale Rolle. Von den Theoriebildungen der Geschlechterforschung im engeren Sinne finden einzig Judith Butlers performanztheoretische Überlegungen zu Körper und Geschlecht regelmäßig explizit Berücksichtigung (Reckwitz 2003: 285; Schäfer 2013: 196f., 2015: 11; Bedorf 2015: 135; für die Geschichtswissenschaft Freist 2015: 19f.). Dies verwundert. Schließlich ist mit geschlechtertheoretischen Ansätzen bereits früh und bis in jüngste Zeit immer wieder im Sinne einer praxistheoretischen Fokussierung argumentiert worden. Aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive reflektiert der vorliegende Aufsatz mit dem Konzept ‚doing gender‘ (1) sowie der ‚praxeologischen Intersektionalitätsforschung‘ (3) zwei zentrale geschlechtertheoretische Konzepte als Beiträge zur Praxistheorie. In einem weiteren Schritt (2 und 4) werden diese Konzepte empirisch-historisch aus der Perspektive der frühneuzeitlichen Selbstzeugnisforschung diskutiert und dabei mit theoretischen Impulsen aus der aktuellen Praxeologie-Debatte verknüpft. Ziel des Aufsatzes ist es, anhand der Analyse vergeschlechtlichter Körperpraktiken das wechselseitige Potenzial beider Theoriedebatten füreinander aufzuzeigen. Während die praxistheoretische Debatte mit einem für die Geschlechterforschung nützlichen Konzept zur Differenzierung von in praxi relevanten Wissensformen aufwarten kann, so die zentrale These, können geschlechtertheoretische Konzepte die Praxistheorie um die Dimension der Differenz- und Machtverhältnisse bereichern, die Praktiken unweigerlich herstellen.

„Leiden mit Geduld“ – Schmerz und Geschlecht im 19. Jahrhundert. Praxistheoretische Rekonstruktionen

Zusammenfassung

Die Forschung zur Geschichte des Schmerzes ist wesentlich geprägt durch die Arbeiten von Elaine Scarry und David Morris, die in den späten 1980er- und frühen 1990er-Jahren im Kontext des Linguistic Turn in den Kulturwissenschaften entstanden sind. Scarry formulierte mit Blick auf die Medizin in den späten 1970er- und frühen 1980er-Jahren die These der „Inexpressibility“ des Schmerzes. Schmerz sei der Ausdruck einer „radikalen Subjektivität“, die es unmöglich mache, physischen Schmerz zu definieren oder zu beschreiben. Die Grundannahme des Beitrags ist, dass praxeologische Zugänge einen anderen Zugang zur Geschichte des Schmerzes ermöglichen. Nicht der bisher dominierenden Frage nach der Authentizität von Schmerz in den Quellen soll nachgegangen werden, sondern es geht darum, Praktiken im Umgang mit Schmerz zu analysieren. Untersucht werden soll, in welcher Weise Konzeptionen von Geschlecht den Praktiken zum Umgang mit Schmerz im 19. Jahrhundert implizit sind. Das Aufschreiben von Schmerz wird im Folgenden ebenfalls als Praktik begriffen.

Schlüsselwörter

Schmerz, Geschlecht, Medizin, Praktiken, Krankenpflege

Summary

“Patiently suffering” – Praxeological reconstructions of pain and gender in the 19th century

Research on the history of pain was significantly influenced by the work of Elaine Scarry and David Morris in the late 1980s and early 1990s in the context of the “linguistic turn” in cultural studies. Scarry developed the concept of the “inexpressibility” of pain in the late 1970s and early 1980s in regard to the field of medicine. According to Scarry, pain is an expression of “radical subjectivity”, making it impossible to define or describe physical pain. The article argues that praxeological approaches open up new ways into the history of pain. The previously dominant question of how authentic descriptions of pain can be at reflecting the experiences of people concerned will be ignored here, i.e. whether pain can be adequately expressed in words. Rather, the article seeks to analyse practices when it comes to dealing with pain. The investigation focuses on the ways in which concepts of gender informed how pain was dealt with in the 19th century. Writing down and preserving descriptions of pain are also regarded as a practice.

Keywords

pain, gender, medicine, practices, nursing

1 Einführung

Die Forschung zur Geschichte des Schmerzes ist wesentlich geprägt durch die Arbeiten von Elaine Scarry und David Morris. Sie entstanden in den späten 1980er und frühen 1990er-Jahren im Kontext des Linguistic Turn in den Kulturwissenschaften (Scarry 1985; Morris 1991). Scarry formulierte mit Blick auf die Medizin ein Jahrzehnt zuvor die These der „Inexpressibility“ des Schmerzes. Schmerz sei der Ausdruck einer

„radikalen Subjektivität“, die es unmöglich mache, physischen Schmerz zu definieren oder zu beschreiben. Auch der Historiker Jakob Tanner betont im Anschluss an diese Autor_innen, dass Schmerz der „Antipode der Sprache“ sei, ein „Geheimnis“, das von eindeutiger Erkenntnis ausgeschlossen sei. Diese „Sinnlosigkeit“ des Schmerzes sei nach Morris eine Folge des „organischen Schmerzmodells“, nämlich der Vorstellung, dass Schmerz stets eine organische Ursache habe, die im 19. Jahrhundert etabliert worden sei und ein ganzheitliches Schmerzmodell abgelöst habe (Tanner 1994: 494). Esther Fischer-Homberger hat diesen historischen Wandel des gesellschaftlich-kulturellen und medizinischen Umgangs mit Schmerz als Prozess der „Distanzierung vom Schmerz“ beschrieben: An die Stelle der Vorstellung von der „Erlösung durch den Schmerz“ – hier verweist sie auf die religiöse Deutung von Schmerz – sei die der „Erlösung vom Schmerz“, also eine Biologisierung des Schmerzes getreten (Fischer-Homberger 1997: 104ff.).

Literaturwissenschaftliche Forschungen betonen indes, dass die „Unsagbarkeit des Schmerzes“ ein Topos sei, der bereits in vormodernen literarischen Texten zu finden sei. Die „Unsagbarkeit des Schmerzes“ sei eine seiner Repräsentationsmöglichkeiten und habe die Autor_innen interessanterweise nicht davon abgehalten, Schmerzen wortreich zu beschreiben (Lechtermann 2010).

Die Grundannahme des Beitrags lautet, dass praxeologische Zugänge einen anderen Zugang zur Geschichte des Schmerzes ermöglichen. Die bisher dominierende Frage danach, wie authentisch Schmerzbeschreibungen die Empfindungen der Betroffenen wiedergeben, ob Schmerz also adäquat sprachlich ausgedrückt werden konnte, ist hier nicht von Interesse. Vielmehr geht es darum, Praktiken im Umgang mit Schmerz zu analysieren. Praxistheoretische Zugänge gehen davon aus, dass in Praktiken stets Wissensbestände inkorporiert sind, zeitgenössisches Wissen demzufolge buchstäblich in Fleisch und Blut übergegangen ist (Reckwitz 2003; Hörning/Reuter 2004). Untersucht werden soll, in welcher Weise Konzeptionen von Geschlecht den Praktiken zum Umgang mit Schmerz im 19. Jahrhundert implizit sind. Das Aufschreiben von Schmerz wird im Folgenden ebenfalls als Praktik begriffen.¹

Der in der Forschung zur Geschichte des Schmerzes problematisierte Begriff des „Subjektiven“ wird aufgegriffen, um danach zu fragen, inwieweit der Umgang mit Schmerz bzw. die Beschreibung des Schmerzes im Untersuchungszeitraum als Teil von Prozessen der Selbst-Bildung anzusehen ist. Bei praxeologischen Subjektanalysen – so hat Thomas Alkemeyer betont – „wird der Ausgangspunkt sozialen Handelns nicht in dem autonomen Subjekt lokalisiert, vielmehr gehen Subjekte mit ihren spezifischen sozialen Identitäten [...], ihren Selbstbeziehungen und Kompetenzen aus der Teilhabe an sozialen Praktiken hervor“ (Alkemeyer 2013: 61).

In dem Beitrag geht es um Identitäten und Subjektivierungen von (Schwer-)Kranken über Schmerzpraktiken. Dabei werden erstens die geschlechtsspezifische Subjektivierung in Schmerzbeschreibungen, die in medizinischen Quellen zu finden sind, und

1 Das Aufschreiben als Praktik haben auch schon Bettina Brockmeyer und Isabel Richter in ihren Untersuchungen von Prozessen der Selbst-Bildung in den Blick genommen (vgl. Brockmeyer 2009 und Richter 2010). Auch Volker Hess und Sabine Schlegelmilch haben das Notieren und das damit verbundene Strukturieren des Beobachteten in ein Krankenjournal als ärztliche Praktik begriffen und untersucht (Hess/Schlegelmilch 2015).

What matters? – Natur, Technologie und Geschlecht im Diskurs der Präimplantationsdiagnostik

Zusammenfassung

Seit der Einführung der In-vitro-Fertilisation in den 1970er-Jahren sind im Feld der modernen Reproduktionsmedizin eine Reihe weiterer Verfahren entstanden, die die Vorstellungen von Zeugung und Elternschaft verändern. Leihmutterschaft, Präimplantationsdiagnostik, Eizell- und Samenspende lösen die Verbindung von Sexualität und Reproduktion und bieten ein Beispiel für die These der zunehmenden Auflösung von Körper- und Geschlechtergrenzen. Der vorliegende Beitrag leuchtet am Beispiel der Präimplantationsdiagnostik (PID) aus, wie Geschlecht und die Grenze von Natur und Technologie im Zuge dieser Entwicklung neu verhandelt werden. Anhand der Ergebnisse einer Analyse des Diskurses um die PID in Deutschland wird aufgezeigt, wie sich die PID von einer selektiven und mehrheitlich abgelehnten Diagnostik zu einer helfenden Hand für Paare mit Kinderwunsch wandelt und wie diese diskursiven Verschiebungen mit Rückgriff auf die Science and Technology Studies als eine „strategische Naturalisierung“ (Thompson) und „Reinigungsarbeit“ (Latour) im Diskurs verstanden werden können.

Schlüsselwörter

Präimplantationsdiagnostik, Reproduktionstechnologien, Diskursanalyse, Science and Technology Studies, Rekonfiguration von Geschlechtergrenzen

Summary

What matters? – Nature, technology and gender in the discourse on preimplantation genetic diagnosis

New reproductive technologies have changed our understanding of pregnancy and reproduction. In vitro fertilization, preimplantation genetic diagnosis (PGD) and surrogate motherhood have created new forms of family and parenthood. As a result, reproduction is no longer solely regarded as a natural process, and the dualism of nature and technology is becoming fragile. But what kind of nature do we have instead, and what does it mean for gender boundaries? The article outlines the results of a discourse analysis of the debate around PGD in Germany. It shows how PGD is changing from a selective technology into an almost therapeutic procedure and how this change is intertwined with women's and couples' desire to have a healthy child. It also raises the issue of how the debate can be described from a hybrid perspective of nature and society. It is argued that the discursive shifts can be understood as a result of a "strategic naturalization" (Thompson) and "the work of purification" (Latour).

Keywords

preimplantation genetic diagnosis, PGD, reproductive technologies, gender configurations, discourse analysis, science and technology studies

Seit der Einführung der In-vitro-Fertilisation in den 1970er-Jahren sind im Feld der modernen Reproduktionsmedizin eine Reihe weiterer Verfahren entstanden, die die Vorstellungen einer „natürlichen“ Zeugung verändern und weder an „funktionierende“ reproduktive Körper noch an heterosexuelle Paarbeziehungen gebunden sind. Leihmutterschaft, Präimplantationsdiagnostik, Eizell- und Samenspende lösen die Verbindung von Sexualität und Reproduktion (vgl. Franklin/Lury/Stacey 2000; Franklin 2003). Sie

ermöglichen damit nicht nur eine Lockerung der starren Verknüpfung von Geschlecht und Fortpflanzung, sondern bieten auch ein Beispiel für die These der zunehmenden Auflösung von Körper- und Geschlechtergrenzen (vgl. bspw. Kay 2000; Rheinberger 1997). Folgt man Strathern, so wird gerade mit Blick auf die medizinischen Verfahren deutlich, wie Verwandtschaft und Elternschaft hergestellt werden und dass auch in der tradierten Vorstellung einer „natürlichen Familie“ soziale Beziehungen naturalisiert werden (vgl. Strathern 1992: 34). Ethnografische Arbeiten zeigen, dass die technologischen Möglichkeiten zur Auflösung einer Vorstellung von „natürlicher Reproduktion“ beitragen und zu einem vermehrten Wissen und zunehmender Akzeptanz für Hybride und neue Verwandtschaftsverhältnisse führen (vgl. Knecht/Klotz/Beck 2012: 18f.; Franklin 2012). Gleichzeitig finden sich jedoch in den Behandlungen in der Kinderwunschlinik eine Vielzahl heteronormative und geschlechtsspezifische Anrufungen wieder, die mit einer Re-Naturalisierung von Geschlecht einhergehen (vgl. bspw. Thompson 2005; Mamo 2007).

Nach wie vor nimmt die Kategorie Geschlecht also eine zentrale Bedeutung im Feld der Reproduktion(smedizin) ein, auch – oder gerade – weil sie im Zuge der Entwicklungen neu verhandelt wird. Wie diese Neuverhandlung aussieht und ob sich darin Momente der Auflösung geschlechtsspezifischer Zuschreibungen und/oder (Re-)Konfigurationen von Geschlechtergrenzen finden lassen, werde ich am Beispiel des medialen Diskurses um die Präimplantationsdiagnostik (PID) in Deutschland untersuchen.

Deutschland nimmt im europäischen Vergleich eine Sonderstellung ein: Während die PID in den meisten europäischen Ländern seit Jahren erlaubt ist und erste Studien zur Anwendung vorliegen (vgl. Franklin/Roberts 2006), ist sie in Deutschland erst seit dem Jahr 2014 für Paare zugänglich, die unter schweren vererbaren Krankheiten leiden. Auch die öffentliche Diskussion über die PID ist nicht nur besonders virulent geführt worden, sondern zu einer der größten ethischen Debatten in Deutschland avanciert (vgl. auch Gerhards/Schäfer 2007; Rödel 2014; Diekämper 2011). Dabei hat die PID die Funktion eines Gatekeepers eingenommen: Sie steht exemplarisch für die gesellschaftliche Auseinandersetzung um die Reproduktionstechnologien, in der zentrale Fragen nach dem Umgang mit den neuen Möglichkeiten und dem Verständnis von Natur und Technologie verhandelt werden. Die Analyse des Diskurses bietet einen Einblick, wie die Diagnostik, die zu Beginn des Jahrtausends noch als selektiver Eingriff mehrheitlich abgelehnt wurde, in Deutschland zu einer eingeschränkten, aber akzeptablen Anwendung im Feld der Reproduktionsmedizin werden konnte. Dabei zeigt sich, dass sich entlang der Kategorie Geschlecht signifikante Verschiebungen beobachten lassen, die zu einer veränderten Bewertung der Technologie führen.

In Michel Foucaults Arbeiten wird deutlich, dass er Diskurse nicht als rein linguistische Gebilde ansieht, sondern diese vielmehr als Entstehungsort von diskursiven Praktiken versteht, die (körperliche) Materialitäten mit hervorbringen. Besonders eindrücklich wird dies am Beispiel der Sexualität und des Sexualdispositivs, das nicht nur unser Wissen und Verständnis von Körpern anleitet, sondern die Körper selbst durchzieht und körperliche Praktiken prägt (vgl. Foucault 1977: 184f.). In diesem Sinne sind Diskurse Bestandteil und Ursprung von sozialen und körperlichen Praktiken. Auch in der Praxistheorie wird das Verhältnis von Diskurs und Praxis diskutiert. Hier finden sich Positionen, die eine klare Trennung von Diskurs- und Praxistheorien betonen (vgl. Reckwitz 2003) oder mit einem poststrukturalistischen Verständnis von Diskurs (vgl.

The American Crawl – Praktiken von Geschlecht und Moderne in US-amerikanischen Schwimmbecken, 1900–1940¹

Zusammenfassung

Schwimmen boomte in den USA während des frühen 20. Jahrhunderts. Es hatte seinen Platz in den Fitness- und Gesundheitsdebatten, war eine leicht auszuübende Freizeitaktivität und wurde von vielen als ein besonders demokratischer Sport beschrieben. Darüber hinaus kam dem Schwimmen in den USA zu dieser Zeit die Rolle zu, menschliche Körper als ausdrücklich ‚modern‘ zu kennzeichnen. Sie war besetzt mit Vorstellungen vom modernen Leben und seinen an bestimmte Normen und Ideale von physischem Aussehen, Handeln, Können und Leistungsfähigkeit gekoppelten Anforderungen. Hierbei waren sowohl geschlechtlich codierte Zuschreibungen als auch Auffassungen von Race zentral. Bei der Praktik des Schwimmens, so die These des Beitrags, sollten idealisierte wie normalisierte moderne amerikanische Frauen- und Männerkörper entstehen.

Schlüsselwörter

USA, Schwimmen, Moderne, Körper, Praktiken, Geschlecht

Summary

The American crawl – Practices of gender and modernity in United States' swimming pools 1900–1940

Swimming was all the rage in the United States in the early 20th century. It played an important part in health and fitness debates, it was a popular leisure-time activity and many considered it to be an especially democratic sport. Further – and this is the key argument of this article – at that time swimming marked human bodies out as explicitly “modern”, swimming was regarded as a practice which made normative notions and ideals of ability, competence and beauty especially visible. These attributions were closely linked to both gendered and racialized codes. Swimming, this article argues, was supposed to create idealized male and female bodies.

Keywords

United States, swimming, modernity, bodies, practices, gender

„Up with you, girls! Into the water, one and all“ – diesen Appell richtete der Humorist Corey Ford im Jahr 1927 an die Leser*innen des US-amerikanischen Magazins *Vanity Fair*. Zu Recht, so fuhr er fort, sei das Schwimmen für Frauen zuletzt immer populärer geworden, denn inzwischen habe man dessen gesundheitlichen Nutzen eingesehen. Und auch die leidigen Fragen nach der angemessenen Kleidung im Wasser, nach Anstand und einem möglichst ‚weiblichen‘ Auftreten seien einem veränderten Umgang mit den Körpern gewichen: „Surely the healthy girl need never be ashamed of exposing the glorious body which God has given her“ (Ford 1927: 49).

1 Der Beitrag ist dem Gedenken an Inge Marszolek (1947–2016) gewidmet. Herzlichen Dank auch an die anonymen Gutachter*innen von GENDER sowie an die Redaktion der Zeitschrift für zahlreiche konstruktive Hinweise.

Fords Beitrag, obwohl auch mit einigen ironischen Spitzen versehen, steht stellvertretend für einen Einstellungswandel, der in den Vereinigten Staaten gegenüber dem Schwimmen sowohl als Freizeitvergnügen als auch als Wettkampfsport für Frauen in der Phase zwischen den beiden Weltkriegen zu beobachten ist. Nicht nur Zeitschriften wie *Vanity Fair*, die sich an ein weißes, ‚fortschrittliches‘ Publikum wandten, widmeten sich inzwischen oft dem Schwimmen und den Möglichkeiten, die es Frauen eröffnete. Auch Tageszeitungen oder preiswertere Magazine diskutierten diesen Sport, die zahlreichen neuen Schwimmbäder, die in rascher Folge wechselnden Bademodentrends und die vielen Erfolge und Rekorde, die US-Schwimmer*innen bei Wettkämpfen erzielten. Zugleich entstand ein umfangreicher Markt an Anleitungsbüchern, der sich an Männer und Frauen, an Neulinge im Wasser ebenso wie an Ambitionierte richtete, und man konnte auf eine wachsende Infrastruktur zurückgreifen (Wiltse 2007; Bier 2011).

Das Schwimmen boomte während der ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts, sowohl als ernster Sport als auch als Freizeitaktivität. Dafür gab es eine Reihe von Gründen, und man kann sie aus einer Vielzahl von zeitgenössischen Quellen herauslesen. Erstens hatte das Schwimmen seinen Platz in den damaligen Fitness-, Gesundheits- und Lifestyledebatten, die für so viele US-Amerikaner*innen vor allem der weißen, urbanen Mittelklasse so bedeutsam waren in ihrem Wunsch, eine aktive Verbindung zwischen der eigenen physischen Verfasstheit und den Ansprüchen einer sich verändernden, modernen Welt herzustellen (Green 1986). Zweitens war das Schwimmen zwar durchaus ein ernsthafter Sport, aber eben auch eine leicht zu praktizierende Freizeitbeschäftigung, der man in der Natur oder einem der vielen neuen Pools nachgehen konnte. Drittens betrachtete man das Schwimmen als eine besonders demokratische Aktivität, denn sie schien Männern wie Frauen, Jung und Alt, den Wohlhabenden wie den Unterschichten offen zu stehen (Dulles 1965: 356). Dass diese sehr optimistische Sichtweise eine ganze Reihe von offensichtlich diskriminierenden Schranken entlang von Race-, Class- oder Gender-Linien außer Acht ließ, war aus der zeitgenössischen Rede übers Schwimmen weitgehend verdrängt.

Ich werde in meiner Argumentation einen anderen Grund für den Aufschwung des Schwimmens betonen, nämlich dessen Rolle und Funktion dabei, menschliche Körper als ausdrücklich ‚modern‘ zu kennzeichnen, als Teil eines Dispositivs, das Vorstellungen vom modernen Leben und seinen Anforderungen wie Herausforderungen an bestimmte Normen und Ideale von physischem Aussehen, Handeln, Kompetenzen und Leistungsfähigkeit koppelte (Stieglitz 2013).² In dieser Rede waren sowohl geschlechtlich codierte Vorstellungen als auch Auffassungen von Race zentral.

Doch in diesem Beitrag soll es auch ausdrücklich um die Praktik des Schwimmens gehen und die sich im Wasser bewegenden Körper aktiv in die Untersuchung miteinbezogen werden. In diesem Sinne ist der Beitrag auch von praxeologischen Ansätzen motiviert, wie sie seit einiger Zeit in der Historischen Anthropologie sowie in der Forschung zur Frühen Neuzeit entwickelt und inzwischen auch in die Zeitgeschichtswie Sportforschung Eingang gefunden haben (Haasis/Rieseke 2015; Reichardt 2015; Alkemeyer 2017). Mein Anliegen zielt darauf ab, die Mikroebene sozialen Handelns

2 Diesem Beitrag liegt ein Verständnis von Moderne zugrunde, das ausdrücklich die Erfahrungen und Wahrnehmungen der Zeitgenoss*innen zum Ausgangspunkt hat und danach fragt, wie der Begriff im Zeitraum der Untersuchung besetzt, verteidigt oder auch verworfen wurde.

„Aussehen ist nicht wichtig!“ – Zum Verhältnis von Körperbildern und Körperpraktiken bei der Herstellung von Geschlecht durch männliche und weibliche Jugendliche

Zusammenfassung

In unserem Beitrag gehen wir der Frage nach, inwiefern Praxen der Herstellung von Geschlecht durch Jugendliche in Körperbildern sichtbar werden. Untersucht werden SchülerInnen der 7. Klasse an Hauptschulen und Gymnasien über ein methodisches Vorgehen, das als „Gruppenwerkprozess“ eine Erweiterung des Gruppendiskussionsverfahrens auf der visuellen Ebene durch die „Bilder-Collage“ und das „Gruppen-Selfie“ darstellt. Am Beispiel von zwei kontrastierenden Fällen können entsprechende Praxen über die dokumentarische Methode sichtbar gemacht werden.

Schlüsselwörter

Doing Gender, Körperbilder, Körperpraktiken, Feminisierung, Jugendliche

Summary

“Appearance doesn’t matter” – About the relation between body images and body practices when pupils do gender during puberty

The article considers the question of how practices of doing gender become visible in adolescents’ body images. Seventh grade pupils from various secondary schools are examined by applying a method approach called the “group work process” – a practical extension on the visual level of the group discussion method by adding the “collage of images” and “group selfies”. Based on two contrasting cases, corresponding practices can be visualized by means of the documentary method.

Keywords

doing gender, body image, body practices, feminization, teenagers

1 Schönheit darstellen, Geschlecht herstellen: der Körper

„Aussehen ist nicht wichtig!“ Zunächst ist dies der weitgehend einheitliche Tenor, wenn wir jugendliche Peergruppen im Alter zwischen 12 und 14 Jahren nach ihren ästhetischen Präferenzen in Bezug auf Körperinszenierungen fragen. In der Regel deutet sich in den Antworten der Jugendlichen zunächst eine hierarchische Überordnung von Charakter, den ‚inneren Werten‘ über das äußere Erscheinungsbild, den Körper, an. Diese Position gerät jedoch ins Wanken, sobald die Jugendlichen mit Bildern von Körpern populärer und für sie relevanter Personen konfrontiert werden. Körper werden dann zu DarstellerInnen von Geilheit, Sexyness und Sportlichkeit, zu HerstellerInnen von Geschlecht und sogar zu StifterInnen von (sexuellen) Beziehungen. Hierbei zeigt sich, dass der Körper (auch) hinsichtlich seiner Geschlechtlichkeit ein zentrales Problem für das Heranwachsen männlicher und weiblicher Jugendlicher darstellt (Rendtorff 2008),

wobei hier das „Problem“ eher als Herausforderung verstanden wird. Zudem scheint die Art und Weise, in der sich SchülerInnen dieser Herausforderung praktisch stellen, eng mit Körper- und Geschlechter**bildern** verknüpft zu sein. Diese dienen u. a. als Material zur Nachahmung oder Abgrenzung (Mietzner 2005) und evozieren darüber hinaus Choreografien auf den Körper bezogener Praxen (Klein 2011), in denen Geschlecht hergestellt wird. Ausgehend von dieser Beobachtung, die im Rahmen eines DFG-geförderten Projektes¹ gemacht wurde, unternimmt der Beitrag nicht nur den Versuch zu plausibilisieren, dass, sondern inwiefern die Herstellung von Geschlecht durch Jugendliche vor allem über körperliche Darstellungs- und Wahrnehmungspraktiken erfolgt, die auf Bildern beruhen und Bilder erzeugen. Damit wird auch die Frage nach dem Verhältnis von Körperbildern und Körperpraktiken in den Fokus gerückt.

Vor diesem Hintergrund skizzieren wir zunächst praxeologisch fundierte Überlegungen des Doing-Gender-Ansatzes, um diese anschließend durch das Prinzip der Visualität (neu) zu rahmen. Damit richtet sich der Blick auf unser methodisches Vorgehen, das als Gruppenwerkprozess das ausschließlich auf Verbalisierung beruhende Gruppendiskussionsverfahren um die visualisierenden Zugänge der Bilder-Collage und des Gruppen-Selfies erweitert. In einem nächsten Schritt diskutieren wir entlang empirischen Materials, inwiefern Körperbilder als soziale Praxis (Burri 2008) Jugendlicher die Herstellung von Geschlecht evozieren. Das Konzept von ‚Schönheit‘ ist dabei insofern von hoher Relevanz, als es Geschlechter übergreifend thematisiert, jedoch teilweise voneinander abweichend ausgedeutet wird. Exemplarisch fokussieren wir u. a. auf die Kopfhare, deren exponierte Position als Bedeutungsträger von Schönheit eine Gemeinsamkeit verschiedener Peergruppen darstellt (u. a. Faulstich-Wieland/Weber/Willems 2004). Unsere Annahme lautet, dass erst in, durch und über die Ikonizität und die Metaphorik von Körperbildern die prozessuale Herstellung bzw. Aneignung von zumeist einem Geschlecht beobachtbar wird. Das heißt, dass sich die Vorstellung von Geschlecht in Bildern materialisiert, diese über massenmedial beschleunigte Diskurse auf Heranwachsende einwirken und durch sie selbst wiederum beeinflusst werden.

2 Geschlecht als soziale Praxis von Jugendlichen

Um Geschlecht als soziale Praxis beobachten zu können, erscheint der Blick auf Jugendliche vielversprechend, da diese in der Pubertät aufgrund gravierender körperlicher Veränderungen (u. a. Göppel 2011) zur Konstruktion eines geschlechtsspezifischen Körpers aufgefordert (u. a. Flaake 2001) werden. Dabei reproduziert der Körper die Vorstellungen eines grundlegend dualistischen Geschlechterprinzips nicht nur, sondern konstituiert dieses mittels Ausgestaltung, Haltung, Formung und Bewegung etc. in spezifischer Weise. Dies soll im Folgenden als prozessuales Geschehen gefasst und über die Identifikation darin eingelassener Praktiken dargestellt werden.

1 Das Projekt „Sportive Orientierungen und Körperkulturen von jugendlichen Migrantinnen und Migranten im Spannungsfeld von Schule und Lebenswelt“ wurde im Zeitraum von 2014 bis 2017 unter der Leitung von Michael Meuser und Jörg Thiele an der TU Dortmund durchgeführt.

Anne-Laure Garcia, Ina Dietzsch

Stillen als wissenschaftlicher Gegenstand. Epistemologische Überlegungen zur Untersuchung einer „natürlich sozialen Tatsache“ am Beispiel des medizinischen Diskurses

Zusammenfassung

Im gesellschaftlichen Diskurs um das Stillen ist gegenwärtig, trotz fundierter sozialwissenschaftlicher Kritik, immer noch die Position als hegemonial zu bezeichnen, die das Stillen als die beste Form der Säuglingsernährung sieht. Um die Hintergründe für die Macht dieser Position besser verstehen zu können, befragt der Aufsatz medizinische Publikationen aus über einem Jahrhundert aus der wissenschaftstheoretischen Perspektive der französischen Epistemologie und zeichnet die sich darin zeigende Wissensordnung um das Stillen nach: Wie hat sich das Stillen als wissenschaftlicher Gegenstand infolge der Verwissenschaftlichung der Medizin konstituiert? Wie wurde er im Kontext moderner Dichotomien zwischen dem Natürlichen und dem Sozialen positioniert? Welche Hierarchien wurden damit bedient, stabilisiert oder unterlaufen? Zentral für die Argumentation sind drei Erkenntnishindernisse im Sinne Gaston Bachelards, die im Untersuchungszeitraum des 19. Jahrhunderts eine Verschiebung des Gegenstands Stillen von einer natürlichen zu einer „natürlich sozialen Tatsache“ erschwerten: die Hybridität der Medizin als Disziplin, die kumulative Praxis der medizinischen Forschung und ihr Fokus auf die Mutter-Kind-Dyade.

Schlüsselwörter

Epistemologischer Bruch, Émile Durkheim, Gaston Bachelard, Stillen, Medizin

Summary

Breastfeeding. Epistemological reflection on medical discourses on a “naturally social fact”

Although the social sciences have over the years expressed well-founded criticism, in the contemporary public discourse in Germany breastfeeding is still considered to be the best way to feed a baby. In order to be able to better understand why this is the case, this article discusses material taken from the medical discourse in Germany during the late 19th and 20th century while exploring the potential of the epistemological concept of rupture, which originates in the French sociological tradition. The following questions will be answered: How was breastfeeding constituted as a scientific subject of research during the process of scientification of medicine? Where did this scientific subject of research end up caught between the social and the natural? What kinds of hierarchy were stabilized or subverted as a result? This line of reasoning sheds light on three epistemological obstacles which exacerbate breastfeeding shifting from being a natural to becoming a naturally social fact in the period investigated: medicine as a hybrid discipline, cumulative practices of medical research and its focus on the dyad of mother and child.

Keywords

epistemological rupture, Émile Durkheim, Gaston Bachelard, breastfeeding, medicine

1 Einleitung¹

In den vergangenen rund 100 Jahren hat sowohl das diskursive Feld um das Stillen als auch die gelebte Praxis mehrfach Verschiebungen und Paradigmenwechsel erfahren. Dennoch kann im Wesentlichen von zwei Lagern gesprochen werden, wobei die Position, dass Stillen die beste Form der Säuglingsernährung sei, als hegemonial zu bezeichnen ist. In Deutschland stellt so beispielsweise die aus Mitgliedern medizinischer Berufsverbände und stillfördernder Organisationen bestehende Nationale Stillkommission fest: „Muttermilch ist die natürliche und deshalb ideale Nahrung für Säuglinge“ (Bundesministerium für Risikobewertung 2016: o.S.). Stillen sei darüber hinaus aber nicht nur eine Ernährung, sondern auch „Nahrung für die Seele“ (Bundesministerium für Risikobewertung 2013: o.S.). Der emotionale Zusammenhalt zwischen Mutter und Kind werde damit ebenso gestärkt wie „die kindliche kognitive Entwicklung und Intelligenz“ (Bundesministerium für Risikobewertung 2016: o.S.). Dieses „Still-Normativ“ (Rose/Steinbeck 2015: 103) prägt Säuglingspflegeratgeber (u. a. Heimerdinger 2009: 103) ebenso wie die professionelle Stillberatung (u. a. Rose/Steinbeck 2015) und somit die Praxis von Eltern. Der zweite Strang des diskursiven Feldes thematisiert den hegemonialen Diskurs als Naturalisierung des Stillens und als gesellschaftlich konstruiertes Feld, in dem Macht unterschiedlich verteilt wird.² Mit Blick auf die Mutter-Kind-Dyade wird dabei kritisch festgestellt, dass die Konzentration auf das Wohlergehen des Kindes und die Optimierung seiner Entwicklungsumgebung zur Unterordnung des Wohles der Mutter führe (u. a. Freudenschuß 2012: 141; Heimerdinger 2016: 130). Mit Sicht auf Elternpaare wird zudem von „Traditionalisierungsfällen“ (Rüling 2008: 4479) gesprochen, wenn nach Familiengründungen die Arbeitsteilung aufgrund einer angenommenen natürlichen weiblichen Kompetenz zur Kinderbetreuung mit der biologischen Fähigkeit zum Gebären und zum Stillen begründet wird. Damit wird Stillen zu einem signifikanten Fall für die „Teilung der geschlechtlichen Arbeit und der geschlechtlichen Arbeitsteilung“ (Bourdieu 2005: 44), die mit Rekurs auf biologische Unterschiede weibliche Unterordnung legitimiert.³

Keine von diesen Diskurspositionen wird im Folgenden bezogen. Vielmehr wird mithilfe einer wissenschaftstheoretischen Perspektive ein Perspektivwechsel vorgenommen, der beide Stränge als Teil von spezifischen Wissensordnungen betrachtet, welche es genauer zu untersuchen gilt. Die Argumentation stützt sich dabei auf die vor allem für französischsprachige Soziolog*innen vertraute *épistémologie*. Bei der französischen

1 Wir möchten uns an dieser Stelle bei den Reviewer*innen für anregende Hinweise sowie beim Lektorat für eine kompetente Bearbeitung dieses Textes bedanken.

2 Der Begriff „Naturalisierung“ meint dabei nicht nur den Rekurs auf eine angenommene Ordnung der Natur als Erklärungsmuster für Asymmetrien und Ungleichheiten. Timo Heimerdinger bezeichnet ihn auch als „eine Art Kampfbegriff“ (Heimerdinger 2016: 127) im konstruktivistisch-orientierten Feminismus. Mit dem Begriff „Naturalisierung“ werden vor allem die Norm einer „guten Mutter“ sowie homo- und heterosoziale Hierarchien bzw. Herrschaftsverhältnisse kritisiert, die mit einer Biologisierung von Kultur und einer ahistorischen Betrachtung der Mutter-Kind-Dyade einhergehen (u. a. Vinken 2001; Seichter 2014).

3 Anzumerken ist dabei, dass eine Betrachtung dieser Asymmetrie im Sinne Bourdieus als symbolische Gewalt nicht mit einer „Viktimisierung der stillenden Mütter“ (Heimerdinger 2016: 135) vereinbar ist, sondern sich auf die Annahme einer legitimierenden und perpetuierenden Mitwirkung der Beherrschten stützt.

Epistemologie handelt es sich um eine Form von Wissenschaftstheorie, die die Ordnung von Wissen untersucht. Geleitet von der Grundannahme, dass sich Wissenschaftsdynamik durch sich wiederholende und notwendige Brüche strukturiert, untersucht die *épistemologie* Postulate, Gegenstandsdefinitionen, Forschungsdesigns und Schlussfolgerungen von wissenschaftlichen Studien im Zusammenhang mit Alltagsdenken und -erfahrung.⁴ Diese Perspektive lässt sich am Beispielfall des medizinischen Diskurses besonders gut anwenden, denn die Medizin erlebte im Europa des 19. Jahrhunderts eine symbolische Revolution, die Ähnlichkeiten mit den von französischen Wissenschaftstheoretikern bearbeiteten Fragen aufweist.

Auf der Grundlage des Konzepts des epistemologischen Bruchs ist es Ziel des folgenden Beitrags, die für die moderne Medizinwissenschaft konstitutive Wissensordnung zu skizzieren. Der erste Abschnitt des Beitrages entwickelt auf der Grundlage der Vorstellungen von Émile Durkheim und Gaston Bachelard zur Dynamik wissenschaftlichen Wissens eine theoretische Folie, aufgrund derer dann das Stillen im akademischen Diskurs von deutschsprachigen Mediziner*innen über eine Zeitspanne von etwa 100 Jahren untersucht werden kann. In einer langfristig angelegten vergleichenden Perspektive werden hierfür Veröffentlichungen medizinischer Expert*innen behandelt. Dabei wird folgenden epistemologisch interessanten Fragen nachgegangen: Wie hat sich das Stillen als wissenschaftlicher Gegenstand infolge der Verwissenschaftlichung der Medizin⁵ im 19. und 20. Jahrhundert konstituiert? Wie wurde er im Kontext moderner Dichtomien zwischen dem Natürlichen und dem Sozialen positioniert? Welche Hierarchien wurden damit bedient, stabilisiert oder unterlaufen?

2 Der Bruch als zentrales Element wissenschaftlicher Erkenntnisdynamik in der französischen Epistemologie

Aus der in Frankreich wissenschaftshistorisch starken Verbindung zwischen Philosophie und Soziologie hat sich eine Tradition herausgebildet, die epistemologische Wachsamkeit zum obersten Prinzip erhebt. Am Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich die Vorstellung einer „positiven“ Sozialwissenschaft zu entwickeln begonnen, die für die *école française de sociologie* charakteristisch war. Ein systematisches Verständnis verdankt die französische Soziologie vor allem Émile Durkheim (1858–1917). Dieser

4 Es wird dabei jedoch nicht davon ausgegangen, dass es „das Alltägliche“, „das Alltagsdenken“, „das Alltagswissen“ gäbe, das unveränderlich ist und allen menschlichen Akteur*innen auf gleiche Weise zur Verfügung steht. Hier deutet sich ein Weg an, der die nationalen Denktraditionen in Frankreich und Deutschland scheidet: Während sich in Deutschland mit Edmund Husserl und Alfred Schütz eine Perspektive durchzusetzen begann, die von einer gemeinsam geteilten Welt des Alltags ausgeht, bestritt Gaston Bachelard genau die Existenz einer solchen. Alltagswissen und Expertenwissen werden hier eher in einer relationalen Beziehung betrachtet, in der das eine das andere gestaltet (vgl. Diaz-Bone 2008).

5 Die jahrhundertelangen Diskussionen um Grenzziehungen zwischen Heilkunde, Philosophie, religiösem Glauben und Magie (vgl. Riedel 2004) rückten mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit der Medizin durch Ärzte nach der Aufklärung in den Hintergrund. Medizin sollte nun nicht mehr als Heilkunst, sondern als Wissenschaft definiert werden, indem die akademische Medizin „die naturwissenschaftliche Methode zur Methode der Medizin“ (Toellner 2016: 413) erhobene hatte.

Im toten Winkel – Genderdiskurs und Verkehrsmitteldesign

Zusammenfassung

Ziel des Beitrags ist, am Beispiel der Geschichte des Mobilitätsdiskurses das Gendering industrieller Massenprodukte im Fahrzeugbereich sowie dessen historische und gesellschaftliche Ausprägungen exemplarisch nachvollziehbar zu machen. Ausgangspunkt ist eine Definition von Design, die dessen diskursive Funktion fokussiert: Design selbst produziert Bedeutung und transportiert diese nicht nur. Vor diesem Hintergrund erfolgt ein diskursanalytischer Blick auf ‚Gendered Mobility‘ – vom historischen Geschlechterkampf ums Fahrrad bis zu Entwürfen von ‚Frauenautos‘ in der jüngeren Vergangenheit. Mittels einer solchen Analyse des gegenderten Mobilitätsdiskurses wird gezeigt, wie Design sowohl auf der Seite der Gestaltenden als auch auf der Seite der Konsumierenden an der performativen Herstellung von Geschlechtsidentität(en) und damit auch an der (Re-)Produktion der bestehenden, hierarchischen Geschlechterverhältnisse in der gegenwärtigen Wachstumsökonomie beteiligt ist – ein Vorgehen, das nicht auf Gender begrenzt ist, sondern auf weitere Diversitätsdimensionen und deren Intersektionen ausgeweitet werden kann.

Schlüsselwörter

Gendered Design, Diskursanalyse, Mobilität, Fahrrad, Auto

Summary

In the blind spot: Gender discourse and vehicle design

The article aims to analyse the gendering of industrial mass products in the automotive sector using the example of the mobility discourse and to shed light on its historical and social manifestations. The starting point is a definition of design which focuses on its discursive function: Design not only transports meanings but also produces them. Against this backdrop, a discourse analytical perspective is applied to “gendered mobility” – from the historical battle of the sexes around the bicycle to the design of “women’s cars” in the recent past. Based on such an analysis of the gendered mobility discourse, the article shows how design participates in the performative production of gender identity/identities and thus also in the (re-)production of existing hierarchical gender relations in the current growth economy, both on the part of the designers and consumers. This approach is not limited to gender but can be extended to further diversity dimensions and their intersections.

Keywords

gendered design, discourse analysis, mobility, bicycle, car

1 Einführung

Gendered Design, also die für Männer und Frauen unterschiedliche Gestaltung von Produkten, ist für uns so alltäglich wie selbstverständlich. Auch das Marketing nach Genderkriterien ist ein normaler Aspekt unserer Ökonomie. Denn das Gendersystem, nach dem wir uns, einer heterosexuellen und -normativen Matrix folgend, in Frauen und Männer aufteilen, bildet einen zentralen Anknüpfungspunkt für die Erzeugung von Bedürfnissen – und damit eine ideale Basis für die Vermarktung von Produkten. Als

Konsumentinnen und Konsumenten entscheiden wir aufgrund der gelernten kulturellen Codierung bei Formen, Farben und Texturen nach ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ bzw. danach, was gesellschaftlich für das jeweilige Geschlecht akzeptiert wird und was uns daher auch individuell akzeptabel erscheint. Hell/dunkel, eckig/rund, blau/rosa, rau/sanft, geometrisch/organisch, groß/klein usw. sind die Kriterien, von denen wir uns dabei leiten lassen. Ganz selbstverständlich wählen wir so die jeweils ‚richtigen‘ Kleider, Kosmetika, Spiel- und Fahrzeuge oder Einrichtungsgegenstände aus – inklusive der konventionellen Vorstellungen von Höher- und Minderwertigkeit, die diesen binären Begriffspaaren innewohnen (vgl. Kellner 1995: 61). Auf der Basis desselben kulturellen Alltagswissens, das diese Entscheidungen leitet, operieren auch Designerinnen und Designer.

Deshalb möchten wir am Beispiel eines Blicks in die Geschichte des gegenderten Mobilitätsdiskurses das Gendering industrieller Massenprodukte im Fahrzeugbereich betrachten und dessen historische (vertikal) und gesellschaftliche (horizontal) Ausprägungen exemplarisch-explorativ nachvollziehbar machen. Zuvor jedoch möchten wir klären, was eigentlich gemeint ist, wenn hier von Design die Rede ist, und in einem zweiten Schritt den Blick über die formale auf die diskursive Funktion von Design weiten. Zu untersuchen, welche Rolle Gender im Produktdesign spielt, kann nicht kontextlos erfolgen, weshalb wir in der Folge ‚Designing Gender‘ in Beziehung zum vorherrschenden ökonomischen System setzen. Vor diesem Hintergrund wagen wir einen Blick auf ‚Gendered Mobility‘, vom historischen Geschlechterkampf ums Fahrrad bis zu Entwürfen von ‚Frauenautos‘ in der Gegenwart.

2 Was verstehen wir hier unter Design?

Nach einer sehr allgemein gehaltenen Definition kann man heute unter Design die „Konzeption und Gestaltung aller künstlich hergestellten Produkte“ (Fiell/Fiell 2001: 4) verstehen. Etwa mit der Einführung arbeitsteiliger industrieller Produktionsmethoden verengte sich ein zunächst breiter gefasster Designbegriff (vgl. Pfeifer 2000: 216; vgl. auch Meier 2001c: 20) auf die Bedeutung des Entwurfs eines (Industrie-) Produkts (vgl. Godau 2003: 8; Hauffe 2002: 10; Heskett 1980). Im Sinne der genannten Definition bedeutet dies auch, dass es „im industriellen Kontext kein Nicht-Design geben“ (Godau 2003: 7) kann. Ergänzt werden muss dabei der Aspekt der optimalen funktionalen¹ Ausrichtung eines Entwurfs auf den Anwendungskontext, der Design nicht nur vom Kunstwerk unterscheidet, sondern auch von vielen Produkten reiner Ingenieurstätigkeit (vgl. Godau 2003; vgl. auch Reese 2005). Ein Verdienst dieser direkt aus der Produktionsform abgeleiteten Definition ist es, dass hier formal aus dem Prozess bestimmt wird, was Design *ist* und nicht zugleich festgelegt wird, was es *soll*.

1 ‚Funktional‘ wird hier mit Ettore Sottsass als der „Schnittpunkt zwischen Objekt und Leben“ (Ettore Sottsass zit. nach: Godau 2003: 19) verstanden.

Frauen in der Informatik: Können sie mehr als sie denken? Eine Analyse geschlechtsspezifischer Erfolgserwartungen unter Informatikstudierenden¹

Zusammenfassung

Obwohl ein Anstieg des Frauenanteils in den Informatikstudiengängen zu verzeichnen ist, gilt die IT-Branche nach wie vor als Männerdomäne. Der weibliche Anteil in deutschen IT-Abteilungen beträgt knapp 10 Prozent (Weitzel et al. 2017). Ein Grund für die mangelnde Präsenz der Frauen im IT-Bereich könnte die geringere Erfolgserwartung der Studentinnen im Studium sein. In diesem Beitrag wird untersucht, ob vorangegangene Schulleistungen sowie intrinsische Motivation für die Studiengangswahl, nämlich Begabung und Interesse für das Fach, die subjektive Einschätzung des Studienerfolgs von Informatikstudierenden beeinflussen. Obwohl Studentinnen sich im Vergleich zu ihren Kommilitonen in ihren durchschnittlichen Mathematikleistungen nicht signifikant unterscheiden und sie im Durchschnitt die bessere Abiturabschlussnote erzielen, unterschätzen sie sich in ihrem persönlichen Studienerfolg signifikant, insbesondere in stark techniklastigen Informatikstudiengängen. Ebenso können Studentinnen von einer hohen intrinsischen Motivation, hinsichtlich ihrer Erfolgseinschätzungen im Studium nicht profitieren. Die durchgeführte Analyse bezieht sich auf das Datenmaterial aus dem ESF-Forschungsprojekt „Alumnae Tracking“.

Schlüsselwörter

Geschlecht, Informatik, Studienerfolg, Schulische Leistungen, Intrinsische Motivation

Summary

Women in computer science: Are they more capable than they think? An analysis of gender-specific expectations of success among computer science students

The IT industry is still regarded as being male dominated. In Germany, the share of women in IT departments is just under 10% (Weitzel et al. 2017). One reason for the lack of female professionals in this field could be female computer science students' lower expectations of success. This article examines whether previous school performance and intrinsic motivation, especially a talent for and interest in the subject (which were important when choosing a degree course), influence computer science students' assessments of academic success. The analysis shows that average final grades in Mathematics do not differ statistically significantly between male and female students. In fact, the study shows that female students achieve a significantly higher average final grade in high school. Nevertheless, female students, particularly in very technical computer science courses, significantly underestimate their academic success. Likewise, female students are unable to rate their academic success positively, even when their motivation is intrinsically high. The data presented here were taken from the ESF research project "Alumnae Tracking".

Keywords

gender, computer science, academic success, school performance, intrinsic motivation

1 Wir bedanken uns herzlich bei Prof. Dr. Sandra Buchholz und Dr. Anja Gärtig-Daugs für wertvolle Diskussionen und bei Susanne Gall, Verena Pfeiffer und Sophie Vollmar für ihre Unterstützung bei der Datenerhebung und -aufbereitung.

1 Einleitung

Das Fehlen von Fachkräften in der Informatik wird seit mehreren Jahren sowohl in der Politik als auch in der Wirtschaft diskutiert (Bundesregierung 2013; Bundesverband Informationswirtschaft Telekommunikation und neue Medien e. V. 2014). Trotz intensiver Bemühungen haben bildungs-, hochschul- und wirtschaftspolitische Fördermaßnahmen zur Kompensation des Nachwuchsmangels in der Informatik bisher nicht zum gewünschten Erfolg geführt (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2009). Ein besonderes Ziel war es dabei auch, dem Nachwuchsmangel durch eine Erhöhung des Frauenanteils in IT-Berufen und Informatikstudiengängen zu begegnen (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2009). Bereits frühere sowie neuere Ergebnisse deuten darauf hin, dass Frauen im IT-Bereich unterrepräsentiert sind (Kempf 2012; Weitzel et al. 2017). Der bundesweite Anteil der Studentinnen in Informatikstudiengängen ist in den vergangenen Jahren zwar gestiegen: 1997 waren 18,5% der Studierenden in Informatikstudiengängen weiblich; im Wintersemester 2015/2016 waren es knapp 25% (Kompetenzzentrum Technik – Diversity – Chancengleichheit 2016). Allerdings sind Studentinnen häufiger in interdisziplinär ausgerichteten als in reinen Informatikstudiengängen anzutreffen (Kompetenzzentrum Technik – Diversity – Chancengleichheit 2014). Eine zentrale Ursache für die geringere Beteiligung von Frauen in der Informatik wird darin gesehen, dass die Informatik noch immer als Männerdomäne wahrgenommen wird (Schneider/Stenke 2016) und weibliche Vorbilder fehlen (Kompetenzzentrum Technik – Diversity – Chancengleichheit 2014). Hinzu kommt, dass junge Frauen ihre Eignung für den MINT-Bereich systematisch unterschätzen (Struwe 2017). So zeigt eine Studie der TU München, dass 80% der befragten jungen Erwachsenen sich darüber einig waren, dass IT ein Berufsfeld für Männer und nicht für Frauen ist (Broy/Denert/Engeser 2008). Dass es berufsspezifische Geschlechterstereotype gibt, ist bekannt und wurde in verschiedenen Studien dokumentiert (Deutscher Gewerkschaftsbund 2014; Middendorff et al. 2013; Hachmeister/Harde/Langer 2007). Während junge Frauen Studiengängen der Sprach- und Kulturwissenschaften den Vorrang geben, favorisieren junge Männer den MINT-Bereich (Kompetenzzentrum Technik – Diversity – Chancengleichheit 2015; Middendorff et al. 2013).

Dieser Beitrag setzt an dem Punkt an, an dem sich junge Männer und Frauen bereits für ein Informatikstudium entschieden haben. Ziel der vorliegenden empirischen Studie ist es, zu untersuchen, ob Studentinnen und Studenten ihre Chancen, das Informatikstudium erfolgreich abzuschließen, unterschiedlich wahrnehmen. Insbesondere geht es darum, zu verstehen, inwiefern geschlechtsspezifische Unterschiede im erwarteten Studienerfolg dadurch zu erklären sind, dass Studierende unterschiedliche Fähigkeiten (Abitur- und Mathematikleistungen) mitbringen und in der Studienwahl von einer unterschiedlichen intrinsischen Motivation² (Interesse und Begabung für das Fach) geleitet werden.

Die Frage ist hier: Unterschätzen sich Studentinnen stärker in techniklastigen Informatikstudiengängen wie z. B. der Angewandten Informatik?

2 In Anlehnung an Publikationen des HIS (Heine et al. 2005; Hachmeister et al. 2007) wird auch hier intrinsische Motivation mit Interesse und Begabung für das Fach operationalisiert.

Es liegen bereits vielfältige Befunde zur geschlechtsspezifischen Selbsteinschätzung sowie zu Erfolgserwartungen vor (Kling et al. 1999; Skaalvik/Skaalvik 2004; Kessels 2012; Skorepa/Greimel-Fuhrmann 2009; Hannover 2007; Zimmer/Burba/Rost 2004; Klieme/Neubrand/Lüdtke 2000; Hannover/Bettge 1993; Heatherington et al. 1993). Nach unseren Recherchen fehlt bislang jedoch eine explizite Untersuchung für den Bereich Informatik, vor allem, da entsprechende Daten bisher nicht vorlagen, die eine solche Analyse ermöglicht hätten. In der vorliegenden empirischen Untersuchung wird deshalb auf neu verfügbare Daten aus dem Forschungsprojekt „Alumnae Tracking“³ zurückgegriffen. In diesem Projekt wurden Studierende verschiedener Informatikstudiengänge der Fakultät Wirtschaftsinformatik und Angewandte Informatik (WIAI)⁴ an der Universität Bamberg u. a. zu objektiven Merkmalen (wie z. B. Schulnoten) und subjektiven Merkmalen (wie Erfolgserwartungen im Studium und motivationalen Aspekten bei der Studienwahl) befragt.

Der Beitrag ist wie folgt aufgebaut: Im ersten Schritt findet eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand und bisherigen Befunden statt. Daraus werden die Forschungshypothesen entwickelt. Daran anschließend wird das Forschungsdesign, d. h. die genutzten Daten, Methoden und Operationalisierungen, vorgestellt. Diesem Teil folgen die Ergebnisse der empirischen Analysen. Der Beitrag endet mit einer kurzen Zusammenfassung und Diskussion der Erkenntnisse.

2 Theoretischer Hintergrund und bisherige Erkenntnisse

In diesem Beitrag geht es darum, zu untersuchen, ob es geschlechtsspezifische Unterschiede in der persönlichen Einschätzung des Studienerfolgs gibt und ob schulische Leistungen sowie Interesse und Begabung für das Fach Informatik geschlechtsspezifische Einschätzungen beeinflussen.⁵ Auf der Grundlage des theoretischen Konzepts von Deaux und LaFrance (1998), die in ihrem theoretischen Modell die Bedeutung von Geschlechterrollen betonen, soll der Zusammenhang der geschlechtsspezifischen Selbsteinschätzung und der eigenen Leistungsfähigkeit diskutiert werden. Dazu ist es notwendig, in einem weiteren Schritt die Entwicklung des akademischen Selbstkonzepts mithilfe des „Internal/External Frame of Reference“-Modells nach Marsh (1986) näher zu beleuchten.

Deaux und LaFrance (1998) gehen in ihrem theoretischen Ansatz davon aus, dass Geschlecht eine bedeutende Rolle bei aktiven Wahrnehmungs-, Erwartungs- und Bewertungsprozessen spielt. Flexibles geschlechtstypisches Verhalten in einer aktuellen Situation wird von der Selbst- und Fremdwahrnehmung bestimmt (Deaux/LaFrance

3 Alumnae Tracking: <https://www.uni-bamberg.de/wiai/gremien/frauenbeauftragte/alumnaetracking/> (Zugriff: 03.11.2017). Gefördert wurde das Projekt vom Europäischen Sozialfonds (ESF), dem Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Integration (vormals Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen) sowie der Technologie-Allianz Oberfranken (TAO).

4 Die Fakultät WIAI wurde erst 2001 errichtet. Sie besitzt einen interdisziplinären Zuschnitt, der die auf den Wirtschaftswissenschaften und der Informatik aufbauende Wirtschaftsinformatik mit der kultur- und humanwissenschaftlich ausgerichteten Angewandten Informatik verbindet. Ebenso existieren klassische Fachgebiete der Theoretischen und Praktischen Informatik.

5 Der ausgewählte Literaturüberblick stellt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, sondern dient der Herausbildung überprüfbarer Hypothesen.

Zeit-Nischen oder Familienzeit? Väter und der Umgang mit den Widersprüchen flexibler Arbeitsformen

Zusammenfassung

Flexible Arbeitsmodelle gewinnen heute an Bedeutung – ebenso wie die Vorstellung einer „involvierten“ Vaterschaft. Hinsichtlich der Vereinbarkeit von Beruf und Familie erweisen sich flexible Formen der Arbeit für Väter jedoch als ambivalent: Einerseits bieten sie Vätern neue Spielräume, andererseits stehen sie für problematische Trends der Arbeitsverdichtung, denen insbesondere Männer aufgrund traditioneller Arbeitsnormen ausgeliefert sind. Dieser Beitrag geht der Frage nach, wie Väter die Widersprüche flexibler Arbeitsmodelle im Kontext von Vereinbarkeitsansprüchen handhaben. Empirische Grundlage bilden problemzentrierte Interviews mit 32 Vätern aus familienfreundlichen Unternehmen und Verwaltungen der Schweiz. Die Resultate zeigen, dass flexible Arbeitsmodelle Vaterschaftspraxen nur auf symbolischer Ebene verändern, wenn sie von traditionellen Vorstellungen von Männlichkeit und Familie begleitet sind. Erst verknüpft mit partnerschaftlich-egalitären Vorstellungen und unterstützt von einer Arbeitskultur, welche der Sorgeverantwortung von Vätern ausdrücklich Rechnung trägt, können flexible Arbeitsformen auch bei Vätern zu einem Mehr an Familienzeit im Sinne einer gleichberechtigt(er)en Teilhabe an der Kindererziehung führen.

Schlüsselwörter

Vaterschaft, Arbeitsorganisation, flexible Arbeitsmodelle, Vereinbarkeit, Zeitnormen, Sorgearbeit

Summary

Time niches or family time? How fathers deal with the contradictions inherent in flexible working arrangements

Flexible working arrangements are gaining importance today, as is the idea of “involved” fatherhood. However, flexible forms of work are ambivalent when it comes to fathers’ ability to reconcile work and family life: On the one hand, they offer fathers new opportunities; on the other hand, they represent problematic trends as regards work intensification, to which men in particular are exposed due to traditional norms at the workplace. This article examines how fathers deal with the contradictions inherent in flexible working arrangements, and in the context of claims about reconciling family life and work. The analysis starts from problem-centred interviews with 32 fathers in family-friendly businesses and public administrations in Switzerland. The results show that flexible working models transform fatherhood practices only superficially if they are framed by traditional notions of masculinity and family. It is only in combination with egalitarian ideas and supported by a working culture, which values fathers’ care responsibilities that flexible forms of work can help increase fathers’ family time in the sense of leading to their equal involvement in parenting.

Keywords

fatherhood, work organization, flexible working arrangements, reconciling work and family life, time norms, care work

1 Einleitung

Die Arbeit in modernen Betrieben zeichnet sich heute vielfach durch vertragliche Vereinbarungen aus, die zeitlich flexible Arbeitsmodelle wie Teilzeit- oder Vertrauensarbeitszeit, Zeitkonten (z. B. in Form von Gleitzeit oder Jahresarbeitszeit) sowie die örtliche Flexibilisierung von Arbeit durch Telearbeit oder Arbeit im Homeoffice beinhalten (vgl. Geisel 2014). Die Bedeutung flexibler Arbeitsmodelle für die Beschäftigten ist allerdings umstritten. So erscheinen sie einerseits ein guter Weg, um Anforderungen aus beiden Lebenssphären gerecht zu werden, denn sie bieten Eltern Gestaltungsspielräume bei der Arbeitszeiteinteilung. Andererseits jedoch stehen sie für problematische Trends der Verdichtung und Entgrenzung von Arbeit (z. B. Jurczyk et al. 2009).

Während zahlreiche Studien die zeitlich oder örtlich flexible Organisation von Arbeit als einen wichtigen Ansatz zur Lösung der Vereinbarkeitsprobleme von Frauen bzw. Müttern diskutieren, werden sie in ihrer Bedeutung für Männer bzw. Väter bisher erst selten ins Zentrum gerückt. Dabei gewinnt flexible Arbeit auch mit Blick auf die Vereinbarkeitswünsche von Männern zunehmend an Gewicht: Seit Mitte der 1980er-Jahre lässt sich in vielen westlichen Ländern ein Trend zu einer aktiveren, „involvierten“ Rolle des Vaters (erstmalig Lamb/Pleck/Levine 1985) beobachten. Dem Bild des Vaters als ‚Versorger‘ der Familie gesellt sich ‚Fürsorglichkeit‘ als integraler Bestandteil einer guten Vaterschaft hinzu. In wachsendem Maße wollen sich Väter heute an der Erziehung ihrer Kinder beteiligen und sich im Binnenraum der Familie engagieren. Damit geraten ihre Lebensentwürfe in Widerspruch zu den Verfügbarkeitsansprüchen des Arbeitsmarktes, dessen Laufbahn- und Karrieremuster sich nach wie vor am wirkungsmächtigen Leitbild einer erwerbszentrierten Männlichkeit orientieren (Meuser/Behnke 2012). Gerade die im Rahmen von flexibler Arbeit erfolgenden Verdichtungstendenzen können zu einer Potenzierung leistungsbezogener Normen führen. Versuche, den gesteigerten Anforderungen beider Sphären gerecht zu werden, führen vermehrt auch bei Vätern zu belastenden Dauerkonflikten und Vereinbarkeitsproblemen (Possinger 2013).

Dieser Beitrag geht der Frage nach, wie Väter heute die durch eine flexible Organisation von Arbeit potenziell entstehenden Möglichkeiten der Vereinbarkeit erleben und handhaben. Basis bildet eine auf qualitativen Verfahren beruhende empirische Studie zu männlichen Erwerbstätigen mit Sorgeverpflichtungen, die in Unternehmen und Verwaltungen der Schweiz tätig sind und Zugang zu flexiblen Arbeitszeitmodellen besitzen.

2 Zur Ambivalenz flexibler Arbeitsmodelle für eine engagierte Vaterschaft

In den vergangenen Jahren ist das Bedürfnis nach einer flexiblen Gestaltung von Arbeitszeit und der damit verknüpften Zeitsouveränität in der Bevölkerung gestiegen (Geisel 2014; Lott 2014). Nicht nur werden flexible Arbeitsmodelle von der Arbeits-, Familien- oder Geschlechterforschung seit vielen Jahren mit Blick auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf diskutiert (Hofäcker/König 2013), auch in Politik (vgl. BMFSFJ 2014; Eidg. Personalamt 2010) und Arbeitsorganisationen gelten sie angesichts der steigenden Nachfrage nach qualifizierten Fachkräften als wichtiges Instrument, um qualifizierte Ar-